

Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Kinderseele.

Roman von Reinhold Ortman.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Ihr Töchterchen lügt nicht, Herr Baron.“

„Und Sie finden das alles wirklich so ganz in der Ordnung? War Ihnen denn der Oberleutnant Rasmussen nicht völlig fremd?“

„Bis heute — ja.“

„Nun sagen Sie mir doch ganz aufrichtig, Fräulein Dthmar: wenn ich Sie in der ersten Stunde unserer Bekanntschaft, oder wenn ich Sie gestern aufgefordert hätte, unter vier Augen mit mir zu musizieren, würden Sie mich da nicht mit jenem erstaunten und abweisenden Blick angesehen haben, den ich nun schon so gut an Ihnen kenne? Würden Sie auch nur für einen einzigen Augenblick im ungewissen darüber gewesen sein, daß Sie es ablehnen müßten?“

Margarete war sehr rot geworden. „Ich weiß nicht, Herr v. Bardeleben, weshalb Sie mich das fragen.“

„Sie wissen es nicht? Es ist Ihnen also gar nicht zum Bewußtsein gekommen, mit einer wie seltsamen, ich möchte fast sagen tränkenden Zurückhaltung Sie sich vom ersten Tage an gegen mich benehmen, wie geslistlich Sie mir ausweichen, und wie rasch Sie jedem, auch dem harmlosesten Gespräch ein Ende zu machen wissen, das ich mit Ihnen anknüpfte?“

„In der Tat, Herr Baron, ich —“

„Nein, bleiben Sie nur bei der Wahrheit. Sie wissen sehr gut, daß es so ist. Ich habe mir einreden wollen, diese Scheu im Verkehr mit Männern läge vielleicht in Ihrer Natur, aber ich habe freilich nicht recht daran glauben können, da ich Sie in allem anderen so klug und selbstsicher gefunden. Und nun habe ich ja den Beweis, daß Sie für andere keineswegs so unnahbar sind wie für mich. Warum soll ich Ihnen verhehlen, daß mir das — daß ich das von Herzen bedaure.“

Er mußte es ihr vom Gesicht lesen, welche Pein dies unerwartete Verhör ihr bereitete. Ihre Brust atmete rascher, und sie schaute mit gesenkten Lidern vor sich hin wie ein gescholtenes Kind. Eine Erwiderung aber hatte sie nicht.

Nachdem er eine Weile gewartet hatte, fuhr Bardeleben fort: „Mißverstehen Sie mich nicht. Es fällt mir nicht ein, Ihnen einen Vorwurf daraus zu machen. Sympathien und Antipathien sind Empfindungen, über die wir keine Gewalt haben, das begreife ich recht wohl. Aber jeder Antipathie muß doch irgend eine Ursache zugrunde liegen. Und diese Ursache ist es, die ich gerne erfahren hätte.“

„Herr Baron —“

„Es ist eine ungewöhnliche Zumutung, eine Zumutung, wie man sie nur an jemand stellen kann, von dessen Wahr-

haftigkeit und Ehrlichkeit man in innerster Seele überzeugt ist. Ich weiß, daß ich Sie in Verlegenheit setze; aber ich bin rücksichtslos genug, mich nicht darum zu kümmern, denn ich muß endlich einmal Klarheit haben, und ich kann sie hier auf Klein-Ellbach von niemand erwarten als allenfalls von Ihnen.“

„Klarheit? Von mir? Ja, mein Gott, worüber denn?“

„Ueber die Gründe dieser Scheu, mit der alles vor mir zurückweicht, über die Bedeutung dieser mißtrauischen Seitenblicke, über den Sinn dieses Gemurmels, das ich nachgerade schon auf Schritt und Tritt hinter meinem Rücken zu hören glaube. Wenn ich mir irgend einen herausgriffe und ihn zur Rede stellte, so würde er selbstverständlich den Abnungstosen spielen und alles leugnen. Sie aber sind zu stolz, um zu heucheln. Wenn Sie mich für einen Bösewicht oder einen Verbrecher halten, werden Sie auch den Mut haben, es mir zu sagen.“

Was da aus dem Innern des Mannes brach, war wie ein lange zurückgedämmter, reizender Strom, der plötzlich alle Schranken niederwirft. Margarete hatte unter dem überwältigenden Eindruck des Unerwarteten zunächst nur die eine Empfindung, daß er Unsägliches gelitten haben müsse, um sich zu solcher Offenbarung seines Seelenzustandes treiben zu lassen. Wenn sie in diesem Augenblick die Nacht gehabt hätte, die Dual von ihm zu nehmen, so hätte sie sich gewiß durch kein Bedenken abhalten lassen, es zu tun. Aber sie konnte ihm ja nicht einmal das geben, was er in seltsamem Vertrauen auf ihren Bekennermut fast wie etwas Billig-gemäßes von ihr verlangte, denn wie hätte sie ihm wiederholen dürfen, was man in allen Winkeln des Schlosses über seine unglückliche Ehe wisperte und tuschelte, wie hätte sie Worte finden sollen, ihm zu sagen, wie drückend schwer die traumhafte Erinnerung an ihre erste Nacht auf Klein-Ellbach noch immer auf ihr lastete, wie deutlich ihr noch immer der schrille Schmerzensschrei der sterbenden jungen Frau im Ohre lag!

Sie war aufgestanden und hinter ihren Stuhl getreten. Aber der traurige, mitleidvolle Blick, mit dem sie zu ihm auf sah, mußte ihm beweisen, daß es nicht aus Furcht vor seiner so jäh ausgebrochenen leidenschaftlichen Erregung geschehen war.

„Ich würde es Ihnen vielleicht nicht ins Gesicht sagen,“ erklärte sie fest, „aber ich wäre dann auch sicherlich nicht bis heute unter dem Dache Ihres Hauses geblieben.“

„Und daß Sie nun gehen wollen, geschieht wirklich nicht um meinetwillen — ich meine, nicht aus Grauen oder Abscheu vor meiner Person?“

„Nein. Ich habe Ihnen meine Gründe ja genannt, Herr Baron.“

„Und Sie haben keinen anderen? Es war nicht vielleicht mein Schwager Rasmussen, der Sie überredet hat, Klein-Ellbach zu verlassen?“

„Nein.“

„Nun, dann — dann glaube ich es nicht, daß es Ihnen ernst damit ist, mein Kind im Stiche zu lassen. Was Fräulein v. Ostrowski Ihnen gesagt hat, ist selbstverständlich nicht meine Ansicht. Und Sie werden großmütig genug sein, es zu vergessen.“

Hätte er diese Worte im Beginn ihrer Unterredung gesprochen, Margarete würde schwerlich die Kraft gehabt haben, ihnen zu widerstehen. Aber zwischen Harro v. Bardeleben und ihr war es jetzt nicht mehr, wie es bei ihrem Eintritt gewesen war. In dem flüchtigen Augenblick, da sich die Verzweiflung seiner zerrissenen und gepinigten Seele vor ihr aufgetan, in diesem Augenblick bei aufquellendem Mitleids war ihr auch die Erkenntnis gekommen, daß sie nicht bleiben könne und nicht bleiben dürfe. Sie wußte nicht, ob das, was sie in jenem Moment für ihn empfunden, etwas Neues, bisher Ungelanntes gewesen war, oder ob sich ihrem Bewußtsein nur mit voller Klarheit aufgedrängt hatte, was sie längst als ein unbestimmtes und namenloses Gefühl im Herzen getragen; aber sie wußte, daß sie von nun an zu diesem Manne nicht mehr mit der wunschlosen Unbefangenheit würde aufblicken können, wie sie als seine Hausgenossin und als die Hüterin seines Kindes hätte zu ihm aufblicken müssen. Damit war für sie die Entscheidung gefallen über das, was sie zu tun habe.

„Ich danke Ihnen, Herr Baron,“ sagte sie ruhig, „aber ich möchte Sie dennoch bitten, mich aus meinen Verpflichtungen zu entlassen.“

„Ist ihr rasch gefaßter Entschluß schon so unerschütterlich? Welch weitergehende Benützung können Sie fordern als die Versicherung meines schrankenlosen Vertrauens? Soll ich Ihre Beharrlichkeit vielleicht dahin deuten, daß Sie sich nicht länger mit Fräulein v. Ostrowski in die Sorge für Dietlinde teilen wollen?“

„O nein,“ wehrte sie fast erschrocken ab. „Nie — nicht für eine einzige Sekunde habe ich etwas Derartiges gedacht.“

„Und bedeutet Ihnen der Kummer nichts, den mein Kind durch Ihr Fortgehen erleiden wird?“

Noch einmal ließ Margarete den Kopf sinken, denn diese Vorstellung war es ja, die es ihr so schwer gemacht hatte, den entscheidenden Entschluß zu fassen; aber die Furcht vor jenem anderen, das plötzlich wie das Bewußtsein einer riesenhafte, unentrinnbaren Gefahr vor ihre Seele getreten war, blieb doch stärker als ihr Mitleid mit der Kleinen, der man sicherlich leicht genug würde ersetzen können, was sie verlor. „Dietlinde wird auch nach meinem Fortgange noch von so viel Liebe umgeben sein, daß sie sich gewiß bald damit abfindet. Bis zum Eintreffen einer Nachfolgerin könnte ich ja immerhin bleiben.“

Bardeleben war an das Fenster getreten und starrte hinaus, ohne etwas zu sehen. Als er sich endlich wieder gegen Margarete wandte, sah er ihren Entschluß bereits als etwas Unabänderliches zu betrachten. „Es kann nicht mein Wunsch sein, Sie gegen Ihre Neigung hier festzuhalten. Ihre Zusage, aber, bis zur Ankunft der neuen Erzieherin zu bleiben, nehme ich dankbar an, und ich versichere Ihnen noch einmal, daß ich für alles Gute, das Sie meinem Kinde bisher erwiesen haben, zeitlebens Ihr Schuldner bleiben werde.“

Er reichte ihr die Hand, und Margaretes Herzschlag stockte, als sie den Druck dieser kraftvollen Männerhand empfand. Aber als sie eine Minute später die Tür ins Schloß drückte, verschwamm alles um sie her hinter einem Schleier unaufhaltsam hervorbrechender Tränen.

15. Kapitel.

„Lassen Sie nur, Frau Opitz — ich weiß, daß er zu Haus ist, und es gibt wirklich keinen Grund, daß er sich vor mir verleugnen lassen möchte.“

Die kleine, dicke Zimmervermieterin machte denn auch keinen weiteren Versuch, Regine Kreidel am Eintreten zu hindern. „Na, so gehn Sie meinetwegen zu ihm rein, Fräulein! Un wenn Sie Gewalt über ihn haben, dann setzen Sie ihm gehörig den Kopf zurecht. Es is ja 'ne Sünde und 'ne Schande! So 'n junger Mensch! Keine Nacht kommt er vor piere zu Hause. Un immer benebelt! Das macht er nich mehr lange. Er sieht ja schon aus wie sein eigener Schatten.“

Regine klopfte an eine der Türen, die auf den schmalen, dunklen Korridor mündeten, und als von drinnen ein paar Laute vernommen wurden, drückte sie auf die Klinke.

Von dem verschliffenen, alten Sofa, auf dem er völlig angekleidet gelegen, richtete sich Botho v. Reibnitz mit sichtlicher Anstrengung in eine sitzende Stellung auf.

„Ach, du bist's, Regine! Das ist ja sehr nett von dir, daß du dich auch mal wieder um mich kümmerst. Guten morgen, Kind! — Aber du siehst ja so blaß aus! Bist du krank?“

Sie hatte ihm ihre Hand nur für einen flüchtigen Augenblick überlassen und setzte sich nun auf einen Stuhl an der anderen Seite des Tisches. „Nein, ich bin nicht krank. Aber ich könnte dir die Frage zurückgeben. Möchtest du dich nicht einmal im Spiegel betrachten, Botho?“

Mit einem verzerrten Lächeln wehrte er ab. „Ueber solche Eitelkeitsanwandlungen bin ich längst hinweg, meine liebe Regine! — Wie spät haben wir's eigentlich? Halb zwölf? Ist denn heute ein Feiertag, daß du um diese Zeit nicht bei deinem Rechtsanwalt an der Typmaschine sitzen mußt?“

„Ich bin schon seit acht Tagen nicht mehr in der Kanzlei beschäftigt. Es war mir ja auch von vornherein gesagt worden, daß ich nur zur Aushilfe engagiert würde.“

„Ach nee! Das ist aber unangenehm. Und in den ganzen acht Tagen hast du noch nichts anderes gefunden?“

„Nein. Obwohl ich vom Morgen bis zum Abend nach einer Stellung gesucht habe. Ich habe auch kaum noch Hoffnung, eine zu finden.“

Ihr Wesen war heute ein anderes als an dem Tage, da sie Botho v. Reibnitz zum ersten Male aufgesucht hatte. Waren seit jenem Morgen auch kaum zwei Monate vergangen, so schien sie doch in der kurzen Zeit ihrem Aussehen wie ihrem Benehmen nach um Jahre gealtert. Sie war magerer geworden, ihre Augen hatten sich umschattet, und ein Zug müder Traurigkeit hatte sich in ihr junges Gesicht gegraben. Müde, beinahe apathisch war auch der Klang ihrer Stimme, und ihre Hände lagen so matt im Schoße, als seien sie nun endlich erlahmt in dem Kampfe, den sie so tapfer begonnen hatten.

Reibnitz hatte sich zurückfallen lassen, denn in dem Augenblick, als er ihr antworten wollte, war er von einem Hustenanfall gepackt worden, der ihn erschütterlich aufs äußerste anstrengte. Es war ein häßlicher, rasselnder Husten aus den Tiefen der Brust, und als er endlich aufhörte, sah das farblose Gesicht des jungen Mannes schlaff und hohlwangig aus wie das eines Schwerkranken.

„Diese verwünschte Erkältung!“ keuchte er. „Sie bringt mich noch ganz auf den Hund.“

Während er sich, nach Atem ringend, abgequält hatte, war Regine aufgestanden, wie wenn sie ihm zu Hilfe kommen wollte. Aber sie hatte sich ihm dann doch nicht genähert, sondern ihn nur immer unterwandt angesehen mit einem so entsetzten und angstvollen Blick, als ob das, was sie da vor sich hatte, etwas für sie ganz Neues sei, etwas, das keine andere Empfindung mehr in ihr zu wecken vermochte als die des Widerwillens oder des Grauens.

„Du bist krank, Botho,“ sagte sie dann. „Ernstlich krank. Soll ich dir nicht einen Arzt herschicken?“

„Unsin! Was mir der Pflasterkasten sagen kann, weiß ich schon selber. So ein Katarrh will seine Zeit haben. Wenn er mich nur nicht so schauderhaft mitnimme! Mir ist, als wären mir alle Knochen am Leibe zerbrochen.“

„Und wie kannst du hoffen, gesund zu werden, wenn du ein so unfruchtbares Leben führst? Als wir uns zum letzten Male sahen, hast du mir fest versprochen, vernünftiger zu werden. Und nun höre ich von deiner Wirtin, daß du niemals vor Tagesanbruch nach Haus kommst.“

„Hat sie dir das erzählt, die alte Matschbabe? — Na, du hättest dir die Mühe sparen können, sie auszufragen, denn ich bin kein Schuljunge, der seine schlimmen Streiche ängstlich geheimhalten muß. Ich hab' dir's ja von vornherein gesagt, daß es zu spät ist, einen Tugendspiegel aus mir zu machen.“

„Es handelt sich nicht darum. Es handelt sich jetzt nur um deine Gesundheit. Daß diese Nachtschwärmereien dich zugrunde richten, mußt du dir doch selbst sagen.“

„Ich bestreite es ja gar nicht. Wer was soll ich machen? Ich kann eben nicht anders, Regine!“

„Du kannst nicht? Haben diese Vergnügungen —“

„Vergnügungen?“ Er lachte. Ein rauhes, spöttisches Lachen, das er mit einem neuen Hustenanfall bezahlen mußte. „Wenn du wüßtest, wie ausgezeichnet ich mich bei alledem anfühle! Nein, kleine, um das Vergnügen ist mir's wahrhaftig nicht. Nur ums Vergessen ist mir's. Und darum, daß ich nicht allein sein muß während dieser scheußlichen, endlosen Nächte.“

„So solltest du dir vom Arzt ein Schlafmittel verschreiben lassen.“

„Meinst du, ich hätte nicht auch das schon versucht? Aber das Mittel, das mir Ruhe bringt, ist, wie's scheint, noch nicht erfunden. Weißt du, Kind, daß ich eine verhängnisvolle Torheit begangen habe — damals, als du wie vom Himmel gefallen in mein Hotelzimmer schneitest und in deiner unerfahrenen Bärtlichkeit wahrscheinlich zu allem bereit gewesen wärst, was ich von dir verlangt hätte?“

„Und was hättest du deiner Meinung nach damals von mir verlangen müssen?“

„Ich hätte dich an die Hand nehmen und mit dir geradeswegs zum Standesamt gehen sollen. Und wenn du auch wahrscheinlich nichts weiter davon gehabt hättest als Hunger und Qual und eine Hölle auf Erden, so wäre ich doch wenigstens nicht mehr so schauerhaft allein gewesen Tag und Nacht mit diesen fürchterlichen Einbildungen und Gedanken.“

„Gast du denn etwas auf dem Gewissen — etwas, wovon ich noch nichts weiß?“

Er sah sie von unten herauf an, mit jenem tückischen Blick, der ihm eigentümlich war. „So fragt man die Leute aus, Kleine! Aber gib dir keine Mühe. Wenn ich was auf dem Gewissen hätte, würde ich mich wohl hüten, dein ahnungsloses Seelchen damit zu beschweren. Aber warum sagst du kein Wort zu meinem Heiratsprojekt? Vielleicht ist es dazu auch jetzt noch nicht zu spät. Ich dachte, du würdest befehlen springen, wenn ich dir einen derartigen Vorschlag machte.“

Das Gesicht des Mädchens blieb müde und traurig wie zuvor. „Damals hätte ich's wahrscheinlich getan, Botho, und ich würde mich wohl auch darüber gefreut haben. Jetzt aber ist alles so ganz anders geworden, als ich mir's gedacht hatte. Du weißt selbst, daß dergleichen auch aus anderen Gründen für uns heute unmöglich wäre.“

„Ja, freilich — das Sparlassenbuch! In deinen Augen war es ja wohl ein Vermögen, mit dem wir ein Leben lang herrlich und in Freuden hätten wirtschaften können. Und nun ist's in wenig mehr als zwei Monaten zum Teufel gegangen. Ich habe schon längst auf den Augenblick gewartet, wo die Wortwürfe ansangen würden.“

„Ich will dir keine Wortwürfe machen. Ich habe dir das Geld ja zur freien Verfügung überlassen, und du konntest damit tun, was dir beliebte. Aber da es nun doch ausgegeben ist, da wir beide ganz mittellos sind und keines von uns einen sicheren Erwerb hat, können wir natürlich auch nicht daran denken, einen Hausstand zu gründen.“

„Einen ordentlichen Hausstand nach dem Ideal der braven Philisterseelen — nein! Im übrigen darfst du unbesorgt sein, Kleine praktische Regine! Das von dem Heiraten war bloß ein Spaß, mit dem ich dir ein bißchen auf den Zahn fühlen wollte. Man heiratet nicht mehr, wenn man da drinnen“ — und er schlug an seine Brust — „verspürt, was ich verspüre. Es lag mir nur daran, einen handgreiflichen Beweis dafür zu haben, daß deine Liebe nicht mehr so heiß und so opfermutig ist wie vor zwei Monaten.“

„Und warum war dir so viel an diesem Beweis gelegen?“

„Weil ich dir einen anderen Vorschlag machen will, einen, der jedenfalls auch dir vernünftiger vorkommen wird als die verrückte Heiratsidee. — Da an der Tür hängt mein Ueberzieher. Möchtest du nicht die Freundlichkeit haben, mir die Brieftasche zu reichen, die du darin findest wirst. Das Aufstehen fällt mir nämlich heute verdammt schwer.“

Sie legte die Brieftasche vor ihn auf den Tisch.

Neugierig öffnete sie und entnahm ihr vier Hundertmarkscheine, die er prüfend einen nach dem anderen durch seine Finger gleiten ließ. „Ein überraschender Reichtum in dieser armen Hütte — nicht wahr?“ spottete er. „Na, man kann doch nicht immer Pech haben. Hier und da lächelt auch dem armfeligsten Schlemihl einmal Fortunas Gunst. Leider ist es ja nicht ganz so viel, als deine Großmutter mir in dem Schoß wusch; aber ein Schein gibt mehr, als er hat. Und etwas ist immer noch besser als gar nichts. Da — willst du dich bedienen?“

Regine rührte sich nicht. „Weshalb bietest du mir das Geld an? Ich habe niemals eine Rückzahlung von dir verlangt.“

„Nein, das hast du nicht. Aber ich habe keine Lust, mich dauernd von dir beschämen zu lassen. Und wenn mir auch

weiter nichts bleibt als zwei oder drei einsame Goldstücke, bitte ich dich doch, diese vierhundert Mark als Abschlagszahlung anzunehmen.“

„Möchtest du mir nicht erst den Vorschlag machen, dessen du vorhin erwähntest?“

„Ja so, du hältst auf die gehörige Reihenfolge. Na also: mein Vorschlag ist einfach der, daß du diese vierhundert Mark nimmst, deinen Koffer packst und als reumütiges Schäflein unter das väterliche Dach nach Reinswaldbau zurückkehrst. Der Herr Wertmeister wird ja vielleicht erst ein bißchen brummen, aber ich wette hundert gegen eins, am Ende gibt es doch eine rührende Versöhnung.“

„Du kennst weder meinen Vater, noch mich, Botho! Ich habe dir gesagt, daß ich nicht nach Reinswaldbau zurückkehren kann — nie mehr. Und selbst wenn ich es könnte, würde ich es doch nicht tun.“

(Fortsetzung folgt.)

Krieg und Mode.

Zum Kampf um die deutsche Tracht.

Von Paul Westheim.

Die Zeit ist nicht danach angetan, um über Tand und Putz und Plitterkram zu plaudern. Die Uniform ist das Kleid, das jeder, der es nur tragen kann, jetzt anlegen möchte. Die anderen, die zu Hause bleiben müssen, haben Wichtigeres zu tun und zu denken, als sich über Kleiderschmitze und Kleiderzutaten den Kopf zu zerbrechen. Ihnen liegt jetzt die Aufrechterhaltung der nationalen Wirtschaft ob. Die Mode aber ist ein großes Gebiet, das unserer Volkswirtschaft noch und zwar am ehesten nach einem erfolgreichen Kriege zu erobern ist.

Ganze Ströme unseres Goldes, wer wüßte das nicht, sind Jahr um Jahr nach Paris geflossen. Pariser Kleider, Pariser Hüte, Pariser Wäsche und was noch alles sonst waren in der alten und der neuen Welt die Sehnsucht aller eleganten Frauen. Seit den Tagen Ludwigs XIV., seitdem es überhaupt dieses Wechselspiel der mit jeder Saison geänderten Moden gab, hat, wie der Buchprediger Abraham S. Clara in seiner Weltgalerie klagt, „die pretiosische Modi mit ungleich einem Krebsen dergestalten um sich gefressen, daß an jezo mehrere Notiones von dieser Sucht infiziert gefunden waren“. Diesem „Krebsen“ gegenüber sind wir bis auf diesen Tag machtlos gewesen. Es hat zwar nicht an Versuchen gefehlt, dies französische Modejoch abzuschütteln, ihm von Berlin und namentlich von Wien aus mit einer deutschen Mode entgegenzutreten. Der Erfolg aber ist gering geblieben, mußte es bleiben, weil bislang nur ein kleines Häuflein, zumeist etwas erzentrischer Damen diese Versuche unterstützt haben, während die elegante Welt nach wie vor nichts anderes haben wollte, als was in Paris „freiert“ war.

Nicht als ob wir nicht selbst auch eine große Modeindustrie hätten. Die deutsche und in erster Linie die Berliner Konfektion beschäftigt Hunderttausende von Arbeitern und Arbeiterinnen und wußte sich kraft ihrer organisatorischen Tüchtigkeit Absatz in aller Herren Länder, sogar in Frankreich und England, zu sichern. Allein dank jenem Vorurteil, daß das Bessere, das Feinere und Bornehmere nur aus Paris kommen könne, blieb sie immer angewiesen auf die im Großen herzustellende Massentware. Sie mußte in ihren Modellen immer dem folgen, was die „große Mode“ angeben hatte. Was sie an neuen Erfindungen versuchte, wurde nicht anerkannt, und da ihr für Neuschöpfungen nicht die beträchtlichen Summen zurfließen, die den Pariser Schneidern ohne weiteres zugewilligt wurden und ohne die der Aufwand sich nicht verlohnte, war sie gezwungen, sich mit der Mischenbrödelrolle der sogenannten Stapelkonfektion zu begnügen.

Am meisten haben das — abgesehen von den Volkswirten — unsere Künstler, unsere Modezeichner bedauert, die über Phantasie, Geschmack und Geschick genug verfügen, um selbständige Modeleistungen schaffen zu können. Solange Paris und nur Paris Trumpf war, ist ihr Talent ungewürdigt geblieben. Nicht deshalb, wie jetzt gelegentlich gesagt und geschrieben wird, weil für ablesbare Zeit die Vorlagen von Paris ausbleiben, sondern weil wir selbst das Talent und die Fähigkeiten haben, eine eigene Mode zu schaffen, ist es Aufgabe unserer Modeindustrie, wenn erst die Schrecken dieses Weltkrieges überwunden sein werden, dem deutschen Volk eine deutsche Tracht zu schaffen, und dadurch unseren Volksvermögen Unsummen zu erhalten, die bis jetzt den Gegnern zugeflossen sind.

Die Ueberzeugung, daß uns das gelingen wird, ist sicherst keine Utopie. Man könnte sogar die Geschichte als Zeugen dafür zitieren. Der Krieg hat immer gewaltigen Einfluß gehabt auf eine scheinbar so ganz abseits liegende Erscheinung, wie es die Mode ist. Das zeigt am deutlichsten das große Jahrhundert des 18. Jahrh. Krieges, das, noch ehe Paris zum ausschlaggebenden Faktor geworden war, beherrscht wurde von der „spanischen Tracht“. Das Weltreich Karls V. und Philipps II., das damals anfang in Trümmern zu gehen, war in Dingen der Kleidung tonangebend. Diese spanische Tracht war dem Hof Philipps II. entsprechend steif und

zeremoniös. Der Körper wurde durch sie in eine unnatürliche Haltung eingezwungen, die Beweglichkeit bis auf ein Mindestmaß eingeschränkt. Die Frau war eingeschnürt in einen eisernen Panzer, ihr Unterkörper gänzlich entleert durch eine wulstige Aufbahrung der Hüften, die in Deutschland als „Weiberped“ verspottet wurde. Auch der Mann stopfte Kermel, Beinkleider und Wams wulsthaft aus. Das charakteristischste, beiden Geschlechtern gemeinsame Anzeichen dieser Tracht aber war die „Kroße“, die riesengroße, bretartig steif gestärkte Halskrause, die zwar nicht so schwer wie ein Mühlstein um den Hals hing, aber nicht geringer als ein Mühlstein die Beweglichkeit ihres Trägers hinderte. Diese Tracht, die in Genua und Neapel, in Hamburg und Lübeck ebenso wie in Madrid die große Mode gewesen, war nichts mehr für ein Jahrhundert, das wie dieses 17. von Kriegswirren unaufhörlich durchkostet war. Die schwere Zeit räumte auf mit der Unvernunft der spanischen Tracht; eine Kleidung, die dem Menschen Beweglichkeit, dem Körper Natürlichkeit verlierte, beginnt sich einzubürgern. Es ist der Soldat, der nunmehr den Ton angibt und das Soldatenkleid wird zum Vorbild, dem der bürgerliche Rock bald nachfolgt. Tillys rote Sammetuniform, wie sie im Bayerischen National-Museum aufbewahrt ist, zeigt bereits einen Schnitt, der heute noch in der Männerkleidung nicht ganz verschwunden ist. Im Vergleich mit dem überall Beengten und Gespannten der spanischen Tracht bekommt, wie Boehm, der ausgezeichnete Modelkenner, darlegt, „die Kleidung des Mannes jetzt einen Charakter des Weiten, Hängenden, wenn man will Schlumpigen“. Und die der Frau folgt etwas langsamer nach, beeinflusst von den Niederlanden, die, wie heute, von den Kriegswirren des endlosen Staubkampfes verschont geblieben waren.

Angelehnt an die Uniform des Soldaten, auf's Praktische und Zweckmäßige bedacht, war auch die „deutsche Tracht“, die bei uns nach den Befreiungskriegen entstanden ist. Damals schon wollte man sich mit einer Nationaltracht frei machen von „dem welschen Plunder“. Kein Geringerer als Ernst Moritz Arndt gab in dem Schriftchen: „Ein Wort aus der Zeit über Sitte, Mode und Kleidertracht“, eingehende Anweisungen über die Kleidung, die der deutsche Jüngling und die deutsche Jungfrau von nun an tragen sollten. Der Frankfurter Geheimrat Willemer, Rud. Zach. Becker und andere erließen ähnliche Auftrufe. Im November 1814 während des Wiener Kongresses erschienen bei einer Quadrille in der Hofreitschule der Burg 24 Ritterfrauen, um zu zeigen, „wie sehr auch bei Festlichkeiten die majestätische, altdeutsche Kleidung den Vorrang vor den französisch-englischen Zwittermoden, die uns beherrschen, verdient“. Diese „Libree des Deutschtums“, wie sich Hölzel einmal ausdrückte, konnte sich aber nicht lange halten, weil sie von der opponierenden Jugend, den Turnern und Burschenschaftlern, zu einer Sache der politischen Bestimmung, zu einem Abscheu im Kampf gegen das Metternichsche Unterdrückungswesen gemacht wurde. Als Sand Røgeue, den die deutsch gefinnte Jugend im Verdacht hatte, als Spion im Sold Rußlands zu stehen, erschossen hatte und bei dieser unglücklichen Tat in der deutschen Tracht betroffen worden war, wurde sie von der Regierung unterdrückt. „Der Rock“, schrieb damals Klageschen, „macht freilich nicht den Mörder, aber immerhin, er war durch eine böse Tat geschändet und kein Zeichen mehr von menschlicher und vaterländischer Tugend.“ So war es aus mit der deutschen Tracht, bis nach dem siegreichen Feldzug von 1870 wieder der Versuch gemacht wurde, sich von den Pariser Modewillkürlichkeiten zu emanzipieren. Ein Versuch, wie man weiß, mit unzulänglichen Mitteln. Dem jungen Kaiserthum fehlte es an Vergangenheit und an Kräften, um ein solches Unternehmen mit Erfolg durchzuführen. Man versiel in allerlei mittelalterlichen Mummenschanz, der sicherlich gut gemeint war, aber schließlich doch damit endigte, das alles beim Alten blieb.

Diese Erfahrungen haben wir jetzt schon hinter uns. Wir werden besser als früher ähnliche Fehltritte zu vermeiden wissen. Wir verfügen jetzt aber auch, was vor vierzig wie vor hundert Jahren nicht der Fall gewesen ist, über eine ausreichende, eine mehr als ausreichende Zahl von Kräften, die Lust und Befähigung haben, auch auf diesem Gebiet etwas zu schaffen, was dem deutschen Namen Ehre machen wird. Und unsere Freunde, die Deutsche, werden auch hier unsere Bundesgenossen sein. Haben die Künstler der Wiener Werkstätte doch seit Jahren schon sich die denkbar größte Mühe gegeben, um eine von Paris unabhängige Mode zu schaffen. Bestrebungen, die, wie man weiß, nicht ohne Erfolg geblieben sind. Haben doch im vorigen Winter die Pariser Schneider sich bereits gierig über die Wiener Kleiderstoffe gestürzt, mit dem Trick allerdings, sie als orientalische Muster zu „lancieren“. So ist Aussicht genug, daß wir auch auf dem Gebiet uns ohne unsere Feinde durchsetzen werden. Der Ernst der Zeit wird überdies auf lange hinaus alle Extravaganzen von selbst verbieten; so wird die neue deutsche Mode, die kommen muß, von selbst auch Beförderung von Würde, Sitte und Anmut sein.

Was ein modernes Riesenheer verzehrt.

Im modernen Kriege sind alle Maßstäbe so ungeheuerlich gegen früher vergrößert, daß man, wenn man sie sich

einmal in nüchternen Zahlen vergegenwärtigt, zu geradezu schwindelnden Ergebnissen gelangt. Ganz besonders ersichtlich sind die Zahlen, die man erhält, wenn man die Versorgung eines modernen Heeres mit Lebensmitteln ins Auge faßt. S. Thurn hat in seinem gediegenen, 1911 bei Johann Ambrosius Barth in Leipzig erschienenen Buche, über die Verlehrs- und Nachrichtenmittel im Kriege, das gerade jetzt von besonderem Interesse und Werte ist, genauere Berechnungen hierüber angestellt. Man berechnet den Tagesbedarf für den Mann auf 1150 g, u. zw. 750 g Brot, 200 g Fleischkonserven, 150 g Gemüsekonserven und je 25 g Kaffee und Salz. Des weiteren aber muß man natürlich auch die Tagesrationen für die Pferde in Betracht ziehen. Sie beträgt für jedes Tier 6 kg Hafer, 2,5 kg Heu und 1,5 kg Futterstroh. Vergegenwärtigen wir uns hiernach, was eine Armee an einem einzigen Tage verzehrt. Nehmen wir einmal eine Armee von 50 000 Mann an, zu der 20 000 Pferde gehören, so bedarf dieses Heer für die Menschen täglich 57 500 kg an Nahrungsmitteln, während der Bedarf für die Pferde auf 200 000 kg für den Tag anzusehen ist. Nun würde man ja aber eine Ansammlung von 50 000 Mann kaum ein „Heer“ im Sinne der modernen Kriegen nennen. Denken wir aber an ein Heer von 150 000 Mann nebst dem dazugehörigen Pferdmaterial, so wird dieses Heer jeden Tag 172 500 kg für die Menschen und 600 000 kg für die Pferde, zusammen also 772 500 kg an Nahrungsmitteln per Tag verbrauchen. Man wird zugeben, daß diese Zahlen sind, die mit Zug „schwindelnde“ genannt werden müssen. Sie geben eine gewisse Würschschaft dafür, daß ein moderner Kriegen wohl kaum von langer Dauer sein kann — die Natur selbst verbietet es. Schließlich sei noch die interessante Tatsache mitgeteilt, daß ein einziger Kanalkahn den Bedarf eines ganzen Armeekorps auf 1 bis 1½ Tage zu befördern imstande ist.

Vermischtes.

* Alte deutsche Waffenschriften. Der reiche Schatz volkstümlicher Dichtung, der in den vielen Inschriften auf Säulen und Geräten aufgespeichert ist, bringt die kernhaft lächtige und humorvolle Bestimmung unserer Nation so recht zum Ausdruck. Auch die Waffen trugen früher ihre sinnvollen Inschriften und besonders die Kanonen waren damit verziert. Manche der Geschütze des Berliner Zeughauses enthalten solche Sprüche. So steht auf einem 24-Pfünder von 1677: „Wann man mich in Hirt gebracht, / So beweis ich meine Macht.“ Ein anderes Geschütz von 1691 spricht: „Friedrich, dem der Sieg gegeben, / Läßt das Volk in Freuden leben.“ Manche der Kanonen erläutern ihren Namen, so eine kleine Kanone von 1666, die das Rebhuhn genannt wurde: „Das Rebhuhn mit dem Schnabel pickt, / Daß mancher drob zu Todt erschrickt.“ Ein 12-Pfünder von 1680, der die Schlange heißt, erklärt seinen Beinamen folgendermaßen: „Die Schlange hat ein scharf Gesicht, / Dafür hilt Panzer und Harnisch nicht.“ Beliebt war die Benennung „Die Nachtigall“ für die Donnerbüchsen, da sie den Feinden „gar lieblich“ klangen. „Will niemand singen, / So sing aber ich, / Über Berg und Tal / Dört man mein Schall“, steht auf einer Kanone von 1544. Ein Harnisch im Waffensaal des Berliner Schlosses trägt folgenden Spruch: „Auf Gotts Gewalt / Hab ichs gestalt, / Er hat gesiget / Was mir beniget.“ Von den zahlreichen Schwertschriften sei nur eine genannt, die sich auf einer Klinge von 1643 befindet: „Zieh mich nicht heraus ohne Noth, / Steck mich nicht ein ohne Ehre.“

Zitate rätsel.

Aus jedem der folgenden Zitate ist ein Wort zu nehmen, so daß sich ein neues Zitat ergibt:

1. Wen Gott niederschlägt, der richtet sich selbst nicht auf.
2. Ich will Frieden haben mit meinem Volk.
3. Was du ererbst von deinen Vätern hast, Erwirb es, um es zu besitzen.
4. Ein Kerl, den alle Menschen hassen, der muß was sein!
5. Krieg führt der Wig auf ewig mit dem Schönen.
6. Nicht geboren werden ist das Schönste, Jung zu sterben das nächst Schöne.
7. O Lieb, so lang du lieben kannst.
8. Ich bin der Weis, der stets verneint.
9. Wenn du eine Rose schaußt, Sag', ich laß sie grüßen.
10. Als Adam grub und Eva spann, Wer war da wohl ein Edelmann?

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Arithmogriphs in voriger Nummer:
 Marf — Amur — Uri — Kun — Ukani — Samas — Jorls
 — Orst — Kajo — Amos — Har; — Maurus Jokat.